



Feierabend



Der verhängnisvolle Schlaftrunk.

Novelle von Willy Hanfen.

„Herr Untersuchungsrichter — ich weiß, Sie haben kein Urteil zu fällen, es ist nicht Ihres Amtes, Dinge, die mit dem Gesetzbuch nicht zu fassen sind, zu verfolgen. Aber — haben Sie die Güte — ne n, die Gnade, mich anzuhören. Es ist doch vielleicht möglich, daß es eine Sühne vor der Welt, daß es eine Strafe gibt. Es muß möglich sein. Sonst gibt es kein Recht auf dieser Erde und alles ist nur Schein und Trug. Und ich will Recht, Recht und Strafe. Ich halt's ja nicht mehr aus — so ertrag ich es nicht mehr!“

„Wollen Sie mir nicht aber wenigstens erst mal . . .“

„Ich weiß, ich weiß, was Sie sagen wollen. Verzeihen Sie, wenn ich etwas wirt durcheinander spreche. Lassen Sie mir Zeit, eine halbe Minute Zeit. Sie sollen alles, alles erfahren. Herr, lassen Sie mich noch einmal daran denken, wie alles gekommen ist. Und achten Sie nicht auf meine Tränen — es geht vorüber. Nur — es ist so entsetzlich.“

Wie es gekommen ist? Herr Richter glauben Sie mir — dies eine wenigstens glauben Sie mir —, daß ich das Mädchen, das dann meine Frau wurde, sehr, sehr geliebt habe. So geliebt, wie nie einen Menschen oother. Aber nein, das stimmt schon wieder nicht. Einmal, lange Jahre bevor ich heiratete, kannte ich eine andere, Sonja hieß sie und war eine Rusin. Sie war meine große Leidenschaft. Wir verstehen uns, Herr Richter, nicht wahr? Wer hat sie nicht einmal gehabt, die große, flammende Jugendliebe? Man heiratet sie gewöhnlich nicht — es kommt immer etwas dazwischen. Auch bei Sonja war es nicht anders. Sie liebte mich wohl sehr gern, aber ihr Vater verheiratete sie — nein, verkaufte sie — an irgend einen reichen Kaufmann oder Bankmenschen in gewissen Jahren. Denn der Vater stand vor dem Bankrott und Sonja war eine gehorsame Tochter. Wir haben uns beide darum gefunden. Sonja und ich, schließlich — woran gewöhnt man sich nicht? Und dann, viel, viel später heiratete ich Ellen und vergaß Sonja. Oder ich glaubte wenigstens, sie vergessen zu haben. Sah sie auch nie mehr; sie mußte wohl die Stadt verlassen haben.

Ellen war nicht so schön wie Sonja, gewiß nicht, obgleich sie nicht häßlich war. Aber

sie war so demütig, so bescheiden, so treu. Und auch klug. Sie lächeln Herr Richter? Aber es war so, wie ich sagte, es war ganz gewiß so. Und ich war so glücklich, ich hatte keinen Wunsch mehr. Ein treues, liebes Weib, ein Zuhause, keine Sorgen — ist das nicht ein ewiger Feiertag?

Es war eine glückliche Ehe — ein schändlicher Verleumder, wer das Gegenteil behauptet. Wir hatten keine Kinder, leider, so sehr wir uns danach sehnten. Und es ist möglich, daß wir noch glücklicher gewesen wären, wenn uns das Schicksal diese Freude beschert hätte. Aber vielleicht wären wir übermütig geworden. Man kann es nicht wissen. Und es mag sogar sein, daß diese leise Trauer, die doch noch immer der Hoffnung Raum gab, uns noch inniger aneinander schmiedete. Jedenfalls lebten wir sieben lange, stille und friedliche Jahre zusammen. Dann wurde Ellen plötzlich krank — irgend eine rätselhafte und undefinierbare Krankheit. Ich hatte kein Geld — aber was hilft das? Die Ärzte wissen auch heute noch so wenig. Es war keine Krankheit, die sich auf den Menschen wirft wie ein Feind — es war ein fürstbares, langwieriges Siechtum, ganz ohne Aussicht auf Besserung.

Herr, haben Sie schon einmal einen Baum, irgend eine Pflanze gesehen, die auf rätselhafte Art plötzlich zu verkümmern und einzugehen beginnt? So war es mit meiner Frau. Erst blühte sie bloß, dann verlor sie ihre frische Farbe, wurde faß und blaß, das Gehen fiel ihr immer schwerer, schließlich konnte sie sich nicht mehr vom Bett erheben. Woherlang lag sie so, wurde immer apathischer, zuletzt nahm sie fast keine Nahrung mehr an. Der Arzt hatte mich bereits darauf vorbereitet, daß es sich nur noch um Tage, höchstens um Wochen handeln könne. Dabei immer geduldig, immer ein Lächeln auf den blassen, zerquälten Lippen, wenn ich in ihrer Nähe war.

Ich ging fast gar nicht mehr aus — wenn sie ein paar Stunden in einem Schlaf fiel, der einer Ohnmacht gleich, sah ich im Nebenzimmer und bewachte ihren Schlämmer.

Und dann — ja, an einem dieser Tage, da es dem Ende entgegenging, klingelte es. Ich hatte das Mädchen zur Apotheke geschickt,

ein Schlafmittel zu besorgen, und ging selbst öffnen. Da stand vor mir — Sonja! und war noch schöner, noch hinreißender geworden. Ich erschraf sehr, alle Erinnerungen tauchten wieder aus jener Tiefe empor, in der sie so lange geschlummert hatten, und mein Herz schlug wild und stürmisch. Ich wurde bald blaß, bald rot und der Boden schien mir unter den Füßen zu weichen. Ich führte Sonja in mein Arbeitszimmer, das neben dem Schlafzimmer lag, und sie erzählte, daß ihr Gatte vor einem halben Jahre gestorben, und daß sie jetzt reich und unabhängig und frei sei. Dabei lächelte sie mich an und ihre Lippen leuchteten so rot wie das Leben. Und ich sagte ihr, daß ich verheiratet sei, seit vielen Jahren — und dann wurde sie plötzlich ganz blaß und lächelte nicht mehr und ihre Lippen waren faß und farblos.

Herr, damals glaubte ich, bei dem allmächtigen Gott, ich glaubte es, daß es nur Mitleid sei, was mich veranlaßte, sofort, als ich ihr Erblassen sah, leise hinzuzusetzen — ganz leise: Aber meine Frau ist seit langem krank — sie liegt jetzt da drüben . . . im Sterben. — Und dann standen wir beide sehr rasch auf, und ich begleitete sie hinaus und küßte ihre schöne, weiße Hand zum Abschied. Sie streichelte kauft, gedankenvoll meine Haare und war fort, ehe ich noch ein weiteres Wort zu sagen vermochte.

Ich ging nicht ins Schlafzimmer, sondern setzte mich an den Schreibtisch und flüsternte den Namen Sonja wohl tausendmal vor mich hin, formte ihn mit den Lippen und malte ihn mit den Fingern auf die Tischplatte. Und nicht einmal dachte ich an Ellen, diese ganze Zeit, bis das Mädchen kam mit dem Pulver. Da mischte ich den Schlaftrunk zurecht, um meiner Frau einige Erleichterung zu verschaffen, falls sie inzwischen aufgewacht sein sollte; denn sie litt fürchterlich, sobald sie wach und bei vollem Bewußtsein war. Da hörte ich ein Geräusch und ging, das Glas mit dem Schlaftrunk in der von der Aufregung noch zitternden Hand haltend, hinüber. Ich glaubte, mein Weib, wie immer, in halber Agonie in den Kissen liegen zu sehen — aber da sah Ellen aufrecht im Bett und sah mir mit großen, angstvollen aufgerissenen Augen entgegen, während ihre

Lippen zuckten und unartifizielle Laute ausstießen und ein wilder Fieberanfall ihre blaffen Wangen mit dem roten Hauch blühenden, jungen Lebens färbte. Die plötzliche Veränderung war schrecklich — am schrecklichsten aber ihre Augen, die sie starr auf mich gerichtet hielt. In diesen Augen lag eine fürchterliche, bittere Anklage, lag der Zusammenbruch einer ganzen Welt von Glaube, Liebe, Treue. Kein Zweifel, sie mußte jedes Wort gehört haben, das Sonja und ich nebeneinander gewechselt hatten. Und mit der besonderen Empfindlichkeit der Sterbenden hatte sie wohl auch den Tonfall, mit dem ich gesagt hatte: „Meine Frau liegt im Sterben“ ein gewisses Gefühl der Erleichterung und Befreiung herausgehört. Gräßlich . . . gräßlich, das zu denken.

Scham, Angst, Verzweiflung überwältigten mich ganz. Ich floh in die äußerste Ecke des Zimmers, um diesen starren Augen zu entgehen — stand am Fenster und bemühte mich, in das dämmernde Grau des sinkenden Abends hinauszubliden. Aber die grausamen Augen hielten mich fest, zwangen mich, mein Antlitz der Sterbenden zuzuwenden, warfen meinen Kopf herum — und immer noch sah die Frau aufrecht im Bett. Ohne jede Stütze, den Schmalen, o, so leicht gewordenen Körper gerade aufgerichtet, und

ihre Hände waren mir abwehrend entgegen gestreckt. Niemand hätte in diesem Augenblick geglaubt, eine Sterbende vor sich zu haben.

Ich hielt das Glas mit dem Schlaftrank wie ein Geistesabwehrender, wie ein Traumwandler noch immer in der Hand. Ich fühlte ganz genau, was Ellen dachte in diesem Augenblick — daß es Gift sei, das ich ihr einflößen wollte, um mich ihrer schneller zu entledigen, daß sie mir schon viel zu lange lebte. Es war kein Gift — bei Gott, Herr. Es war dasselbe, harmlose Beruhigungsmittel, das sie zwei-, dreimal am Tage zu sich nahm. Aber ich dachte plötzlich, daß es gut sein müßte, für uns beide, wenn diese Augen etwas Schlaf finden. Ich dachte, daß ich diesen Blick nicht länger ertragen könnte, ohne wahnsinnig zu werden. Da riß ich allen Mut zusammen und näherte mich mit ein paar schwankenden Schritten dem Bett, setzte das Glas an ihre trockenen Lippen. Sie wehrte sich verzweifelt und die Angst gab ihr unglaubliche Kräfte. Aber ich bog ihren Kopf zurück, öffnete ihre Lippen mit den Fingern und träufelte die Flüssigkeit tropfenweise in ihren Mund. Die Hälfte ging vorbei, anfänglich — aber als der erste Tropfen ihre Zunge berührt hatte, gab sie ihren Widerstand plötzlich auf. Und kaum war das Glas

loser, als ihr Körper sich plötzlich in meinen Armen streckte, ein sanfter Seufzer entwich ihren Lippen, sie fiel schwer gegen meine Brust und war — tot.

Und sehen Sie, Herr Richter, in diesem letzten, allerletzten Augenblick, da ihr Haupt bereits nach hinten sank, verloren die Augen plötzlich jenen Ausdruck von Angst, Vorwurf und Grauen — wurden sie ganz sanft, ja es war der liebe Blick, den ich aus zahllosen Stunden friedlichen Zusammenkommens kannte, geläutert nur noch durch ein reißendes Verzeihen — und der Mund der Toten lächelte gütig und seltsam.

Gerade das aber war das Allerjüngstlichste. Dieses gütige Lächeln, dieser Blick voller Vergebung und Verzeihung in demselben Augenblick, wo sie glaubte, daß ich sie töte. Diese Verzeihung, diese Güte, dieses Mitleid — sie sind die erbarmungsloseste Strafe für mein Verbrechen, an eine andere Frau gedacht zu haben, während mein Weib im Sterben lag. Herr, lesen Sie Ihre Gesetzbücher — es muß doch eine andere menschlichere Sühne geben. Beurteilen Sie mich nach der ganzen Schärfe des Gesetzes — nur nehmen Sie diese fürchterliche Last, diese entsetzliche Erinnerung von mir. Ich kann ja nicht mehr atmen — mit diesem — Bild vor meinen Augen . . .“

Balkenflüster . . .

Von Erich Kästner.

Dabei ist der Mann, wie es heißt, ein Baron . . . Ich schminke mich nie. Ich nehme nur Puder . . . Und tritt mich wie blöd, das alberne Luder . . . Fort mit den Pfoten! Det kenne id schon . . . Das ist nicht mein Mann. Das ist nur ein Bruder . . .

Ich bring' Sie, ganz klar, in den Aufsichtsrat . . . Wie so ein Skelett, nur Haut und Knochen . . . Die hat sich in Sarmisch verschiedenes gebrochen . . .

Sie halten die Meldung für Landesverrat? . . . Und kam eine Woche zu früh in die Wochen . . .

Ich fragte Sie, ist das nun Tanzmusik? . . . Man hat mir gesagt, daß der Dr. Luther . . . Ka proßt, Herr Bilfaktor! . . . Die Hand von der Butter! . . .

Gnädigste haben sowas im Blick . . . Genau als hörte ich Ihre Frau Mutter . . .

Mensch, nimm dich zusammen! Mein Mann sieht her . . .

Verbindlichen Dank, ich möchte nicht rauchen . . . Und falls Sie mal einen Doktor brauchen . . . Zum Tee im Eden . . . Das Stück Malheur! . . . Ich dachte, hier könnte man untertauchen . . .

Ich suchte doch nur einen Scheidungsgrund . . . Bavaria Sechsunddreißigmal sieben . . .

Gelogen nicht, aber übertrieben . . . Er dachte, sie würde vom Essen so rund . . .

Kein, manche können erst hinterher lieben . . .

und Kellnergemurmel.

Und so etwas will nun erwachsen sein! . . . Run sieh nur das Rindvieh dort! . . . Das Ganze ist ein Ibiotenverein . . . Der Kellnerberuf ist wirklich zum Spei'n . . . Sie wünschen, mein Herr? . . . Sofort! . . .

Das Gewissen.

Während er seinen Mantel anzog, kam sie zu ihm hinaus in den Korridor. Sie hatte einen Brief in der Hand und lächelte rätselhaft, während sie ihn in seine Manteltasche schob.

„Öffne diesen Brief, wenn du in deinem Bureau angekommen bist, aber nicht vorher!“

Er blickte sie sehr erstaunt an und zog den Brief aus der Tasche.

„Was sind das für neue Manieren? Was soll das bedeuten?“

„Nur — ach, nichts — tue, was ich dir sage“, erwiderte sie bestimmt. „Verpflicht du mir, daß du den Brief nicht früher öffnen willst, als bis du an deinem Pult sitzt!“

Sie legte die Hände sanft auf seine Schultern. In ihren Augen war eine Bitte — ein wenig Angst — Schmeichelei — ein verwirrtes Spiel von Gefühlen — aber hinter allem lag Entschlossenheit — oder — war es etwas anderes — Wille, oder vielleicht ein Versuch, ihren Willen durchzusetzen . . . Er sah alles in einem Augenblick, aber verstand nichts — rein gar nichts . . .

„Verpflicht du mir, um was ich dich bitte?“

„Ja — ich verspreche — aber ich verstehe kein Wort — was steht denn in dem Brief“, fragte er ärgerlich und zugleich etwas ängstlich.

„Dies ihn, wenn du auf dem Bureau bist! Versprich es mir!“

„Ja — ja — selbstverständlich, das muß ich ja schon, aber —“

„Auf Wiedersehen — und vergiß nicht, was du mir versprochen hast!“

Sie küßte ihn flüchtig und schob ihn zur Türe hinaus. Er konnte nichts begreifen. Während er auf der hinteren Plattform der Elektrischen stand, grübelte und grübelte er. Diese Entschlossenheit in ihrem Auftreten verwirrte ihn vollends. So hatte er sie noch nie gesehen. Die ganze Szene glich ja einer Entscheidung, einem Ultimatum, einem Abschied.

Hatte sie vielleicht irgendetwas erfahren?

Verteufelt noch mal! Beinahe sah es ja so aus. Für den Fall, daß . . . ja — dann mußte er die Sache auf sich nehmen wie ein Mann. Haltung — Haltung! Vielleicht war es am richtigsten, den Brief überhaupt nicht zu lesen, aber — der Teufel möchte wissen, was dann geschehen würde! Wenn er sie hätte anlügen können, um ihr zu erklären — ja — daß die ganze Sache ja im Grunde nichts auf sich habe. Eine Bekanntschaft aus alten Zeiten — nicht mal eine Freundin — nur eine ganz gleichgültige Jugendbekanntschaft — eine zufällige Begegnung — zu ärgertlich, daß er zu Hause kein Telefon hatte. Sonst hätte er doch sicherlich die ganze Geschichte mit ein paar Worten in Ordnung bringen können. Aber leip? Zweifellos wußte sie alles. In diesem verdammten Briefe stand natürlich irgendein alberner Quatsch, daß, wenn er nach Hause käme, sie fort sein würde, zu den Eltern gereist usw. Dann wäre der Skandal unvermeidlich. Wie sollte er sich denn nur aus dieser ganzen fatalen Geschichte herausretten? Dieser verfluchte Brief auch . . . alles zwischen uns ist aus. Ich weiß es. Dieser kühle, dünne Brief, nur ein einziges Blatt Papier ist wahrscheinlich darin. Ihn war, als könne er durch den Umschlag hindurch lesen: „Alles ist vorbei!“ Hier standen aber so viele Menschen um ihn herum. Es war unmöglich, den Brief zu öffnen. Das war ja auch ganz gleichgültig, etwas früher oder später spielte wohl keine Rolle.

Auf dem Bureau angelangt, knallte er seinen Hut auf den Tisch und warf seinen Mantel über den Stuhl. Schnell griff er nach dem Brieföffner. Die Gemütsbewegung ließ seine Hände zittern. Schließlich riß er den Umschlag ganz in Stücke. Den Brieföffner konnte er doch bei dieser Gelegenheit nicht richtig handhaben.

Dann hielt er einen kleinen boshafte Zettel in den Händen — endlich — er war viermal zusammengefaltet. Er leuchtete tief, sah einen raschen Entschluß und faltete ihn auseinander. Mit großen, kantigen Buchstaben stand dort zu lesen: „Vergiß nun nicht wieder, sofort dem Schornsteinfeger zu telephonieren.“

B. Groß.

Der alte Kapitän.

Eine chinesische Skizze von W. Somerset Maugham.

Er war sechsundsiebzig Jahre alt. Er war fast noch ein Knabe, als er als zweiter Matrose mit einem Segler nach China gekommen war, und seit jener Zeit war er nie mehr in seine Heimat zurückgekehrt. Seit jener Zeit war so mancherlei vorgefallen. Lange Jahre hindurch war er Kommandant eines chinesischen Schiffes gewesen, das von Schanghai nach Jhang fuhr, und es war ihm jeder Zoll des großen und schrecklichen Jangtse bekannt. Er war Kapitän eines Schleppers in Hongkong gewesen und hatte in der siegreichen Armee mitgefochten. Er hatte sich während der Boxeraufstände eine schöne Beute erworben und war während der Revolution in Hankow gewesen, als die Rebellen die Stadt bombardierten. Er war dreimal verheiratet gewesen, das erstemal mit einer Japanerin, dann mit einer Chinesin, und endlich, als er schon stark an die Fünfzig war, mit einer Engländerin. Alle Frauen waren gestorben, doch die Japanerin blieb ihm für immer im Gedächtnis. Er pflegte gerne zu erzählen, wie sie die Blumen in seinem Hause in Schanghai arrangierte, wie sie eine Chrysantheme oder eine Kirschblüte in eine Vase steckte. Und immer wieder erinnerte er sich daran, wie beraubernd sie eine Teeschale mit ihren beiden Händen zu halten pflegte. Er hatte eine Anzahl Kinder, aber interessierte sich nicht um sie: sie hatten sich in den verschiedenen Häfen von China niedergelassen, waren in Banken und Schiffskanzleien angestellt, und er bekam sie selten zu Gesicht. Stolz war er auf seine Tochter, die als einziges Mädchen aus letzter Ehe mit der Engländerin stammte, doch sie hatte sich sehr gut verheiratet und war nach England gegangen. Er bekam sie nie mehr zu Gesicht. Die einzige Person, zu der er eine Zuneigung fühlte, war sein Burfche, der mit ihm seit fünf- undvierzig Jahren lebte. Er war ein kleiner eingeschrumpfter Chinese, mit einem kahlen Kopfe, langsam und feierlichen Bewegungen. Er war schon stark über die Sechzig. Sie rannten sich beständig miteinander. Der alte „Beteran“ pflegte dem „Burfchen“ zu sagen, daß er zu nichts mehr nütze sei und daß er ihn daher wegschicken müsse, und der „Burfche“ pflegte ihm wieder zu erwidern, daß er vom Bedienen eines verrückten fremden Teufels müde geworden sei. Doch wußten beide voneinander, daß keiner seine Worte ernst meinte. Sie waren beide, die alten Leute, gute Freunde miteinander und blieben es wahrscheinlich, bis sie der Tod trennte.

Als er die Engländerin geheiratet hatte, zog er sich von seiner Schiffferei zurück und legte seine Gelder in einem Hotel an. Aber er hatte keinen Erfolg damit. Es war ein Sommeraufenthalt, etwas abseits von Schanghai, und zu einer Zeit, bevor man noch Motorräder in China kannte. Er war ein gesellschaftlicher Mensch und brachte einen großen Teil seiner Zeit im Ausschank zu. Er war freigebig und schenkte ebensoviel Freibier wie für Geld aus. Er hatte auch die besondere Gewohnheit, ins Bad zu spülen; die empfindlicheren Gäste nahmen daran Anstoß. Als sein letztes Weib starb, fand er bald heraus, daß sie es gewesen war, die die Sachen zusammenhielt, und kurze Zeit nachher konnte er der Schwierigkeiten nicht mehr Herr werden. Alle seine Mittel waren durch den Ankauf der Realität erschöpft, und jetzt stark mit Hypotheken belastet, und die Verluste stiegen von Jahr zu Jahr. Er mußte daher das Anwesen einem Japaner verkaufen, und nachdem er, achtundsiebzig Jahre alt, seine Schulden gedeckt hatte, stand er ohne Penny da.

Aber, beim Herrgott noch einmal, er war doch ein Matrose! Eine der Schiffahrtsgesellschaften, die auf dem Jangtse fuhr, gaben ihm eine Stelle als kommandierender Offizier — er hatte kein Kapitänzeugnis — und so lehrte er also auf den Fluß zurück, den er so gut kannte. Acht Jahre lang hatte er die Stelle innegehabt.

Und nun stand er auf der Brücke seines schmutzen, kleinen Schiffes, das nicht einmal so breit war wie die billigen Einpenny-Dampfer auf der Themse, eine prächtige Figur, aufrecht und schlank, als ob er ein Jüngling wäre, in einer schmutzen, blauen Uniform, die Mühe der Schiffahrtsgesellschaft anmutig auf seinem weißen Haare, mit seinem nett zugeschnittenen Spitzbarte. Siebzig Jahre alt. Ein hohes Alter. Er hatte den Kopf zurückgeworfen, hielt seinen Fernstecher in der Hand, neben ihm stand der chinesische Lotse, und so starrte er den weiten, gewundenen Strom herunter. Eine ganze Flot-

tille von Dschunken mit ihren gebogenen Bugen und gekippten, viereckigen Segeln fuhr den Strom herunter und die Ruderer sangen einen monotonen Sang, während sie mit ihren knarrenden Rudern arbeiteten. Das gelbe Wasser spielte in der untergehenden Sonne lieblich in bleichen, sanften Farben, und der Strom schien glatt wie Spiegeleis zu sein. Und er ging entlang an den flachen Ufern und den Hütten eines verwahten Dorfes, in der nebligen Hitze des Tages und Bäume und Häuser am Ufer nahnten sich gegen den bleichen Himmel geradezu wie Siskinetten aus. Er erhob seinen Kopf, sobald er den Schrei von Wildgänsen vernahm, und er sah ihnen nach, wie sie in Form eines V wer weiß in welches ferne Land entflatterten. In der Ferne erhob sich auf einem Hügel ein Tempel im Sonnenglanze. Und da er dies so oft schon gesehen hatte, rührte es ihn ganz sonderbar. Der sterbende Tag gab ihm zu denken, er war nicht wieso, und er sann über seine große Vergangenheit und sein hohes Alter nach. Und er bedauerte nichts.

„Beim heiligen Georg“, murmelte er vor sich hin, „schön, wunderschön war mein Leben!“

Böses Weib und rechte Jungfrau.

Predigten aus drei Jahrhunderten.

Abraham a Santa Clara, der berühmte Kanzelredner des 17. Jahrhunderts, schilderte in einer Predigt ein böses Weib:

Es ist besser, in der Wüste sich aufhalten bei giftigen Basilisken, bei grausamen Amphibien, bei erschütterlichen Drachen, bei schädlichen Krokodillen, bei wilden Salamandern, bei blutigeren Thyrern, bei zornigen Löwen, Bären und Wölfen, als bei einem bösen Weibe. Ein böses Weib ist ein Schiffbruch ihres Mannes, sie ist ein steter Wetter-Gahn im Hause, sie ist eine übel laufende Klapper-Büchse, sie ist ein fränkischer Stiefel-Blag, den man fast alleneil schmieren möchte. Sie ist ein gewichster Wetter-Mantel, in dem das Wasser der Ermahnung nicht eingeseht, sie ist ein Blasbalg des feurigen Zorns, sie ist ein Zäppflaster des Buntells, sie ist ein Maultier, das manchen armen Mann zu todt beißt, sie ist eine Quartier-Stube aller Bosheit, sie ist ein Brabantisches Stamm-Wappen, darinnen ein zänklicher Hundskopf, sie ist ein Friedhof der guten Tugde, sie ist eine giftige Schlange, eine bittere Aloe, sie ist ein übler Sauerampf, sie ist ein ewiger Blas-mich-an, eine Communistin der drei Furien, sie ist das letzte Gebet im Vater-Unser: erlös uns von allem Uebel; sie ist ein höllischer Brennspiegel, der Fröhlichkeits-Stein aus, ein immerwährendes Zerkess, sie ist eine Haspel der Ungelegenheiten, sie ist ein Jahr-Markt der Zankwörter, kurzum sie ist, ist, ist, was nicht satzjam beschreiben kann.“

Es ist amüßant, die Schilderung einer frommen Jungfrau aus einem Berner Risikonsblättchen des Jahres 1928 dagegensustellen:

„Eine rechte Jungfrau muß sein wie die Glocken am Karfreitag: still und eingezogen. — Wie eine Orgel: sobald sie auch nur angestastet wird, schreit sie laut. — Wie eine Spital-suppe: die hat nicht viel Augen; also soll eine rechte Jungfrau nicht viel herumgaffen. — Wie eine Ente: die kommt sein wenig aus Tageslicht. — Wie ein Spiegel: wenn man dem ein klein wenig zu nahe kommt und anhaucht, so macht er ein finstres Gesicht. — Wie ein Licht: das in einer Laterne eingeschlossen viel sicherer ist, als außer derselben. — Besonders aber wie eine Schildkröte: die ist allezeit zu Haus, da sie ihr Haus mit sich herumträgt;

also soll eine rechte Jungfrau sich meistens zu Hause aufhalten zur Vermeidung aller bösen Gelegenheiten. Denn die Jungfrauen, die sich immer auf Wegen und Gassen sehen lassen, sind vor losen Schelmen nicht sicher.“

In der gewaltigen Schimpfanonade des weiland Wiener Hospredigers — der übrigens faule Männer und Trunkenbolde, auch aus den höchsten Kreisen, nicht um ein Haar milder in seinen Predigten behandelte — spüren wir noch heute die Kraft der christlichen Ueberzeugung. Seine Nachfolger auf den Kanzeln aber brachten drei Jahrhunderte später wohl eine Imitation seines Stils zustande: doch sie griffen nicht wie ihr Vorbild in das lebendig freisende Leben, sondern in ein Gerümpel von Ruff und Verlogenheit. Das böse Weib Abraham a Santa Claras hat immer gelebt — die „rechte Jungfrau“ der Berner Frömmeler nie.

Was kostete die Entdeckung Amerikas?

Die Entdeckung Amerikas ist erstaunlich billig gewesen, wenn man den Berechnungen trauen darf, die ein holländischer Gelehrter aufgestellt hat. Er hat nämlich nicht mehr als 6036 Gulden herausgerechnet. Um zu diesem Resultat zu kommen, hat er eingehende Studien über die Verhältnisse anstellen müssen, unter denen Kolumbus und seine Hertzgenossen in dem denkwürdigen Jahre der Entdeckung lebten. Das Gehalt eines Admirals betrug in jener Zeit 768 Gulden jährlich. Da nun die Expedition von Anfang August 1492 bis Ende Februar 1493 dauerte, so erhielt Kolumbus, für diese Zeit ein Gehalt von 511 Gulden. Weiter mußte die Frage beantwortet werden: wieviel Schiffe, Offiziere und Mannschaften nahmen an der Expedition teil, und wie groß war ihr Gehalt. Aus alten Schiffsjournalen ermittelte der holländische Gelehrte, daß der Kapitän eines Schiffes in jener Zeit 492 Gulden jährlich verdiente. Das Jahresgehalt der übrigen Schiffsbesatzung schwankte zwischen 55 und 72 Gulden. Nach langen Berechnungen kam dann der Forscher zu dem bereits erwähnten Resultat von 6063 Gulden, welche die Entdeckung Amerikas die spanische Regierung gekostet hat.

Die Berechnung mag wohl stimmen. Also 6036 Gulden für die Entdeckung Amerikas. Das ist wirklich nicht viel Geld. Aber wenn man sieht, welche Zustände sich seit Einführung der Prohibition hier entwickelt haben, dann kommt einem selbst diese bescheidene Summe doch noch reichlich hoch vor.

Bücher für Haus und Familie.

„Englisch lernen — ein Vergnügen!“ Von T. B. Mac Callum. Verlag R. Piper & Co., München. Der Professor der englischen Sprache Mac Callum hielt im vorigen Jahre durch den Wiener Radiosender Vorträge über die englische Sprache, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten und die in diesem Büchlein zusammengefaßt wurden. Diese Sprachkurse sind das Ergebnis langjähriger Suchens nach einer leichtfaßlichen Lehrmethode und der Titel des Buches verspricht nicht zu viel, denn die Sprachstunden, die man an seiner Hand nimmt, sind, so weit dies beim Studium einer Sprache nur möglich ist, wirklich ein Vergnügen. Sichtlich ist dieses Lehrbuch davon geleitet, dem Lernenden das Studium tunlichst zu erleichtern und ihn nicht mit unnützem Ballast zu beschweren. Dabei lassen die Lektionen an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. Den Anhang bilden eine Anzahl Lesefrüchte und ein Vokabularium. Zahlreiche nette und lustige Randzeichnungen von Tibor Gergely schmücken das Buch, das auch einige englische Lieder enthält und aufs Beste empfohlen werden kann.

„Französische und englische Lesebogen.“ Verlag Belhaven & Klasing, Bielefeld-Leipzig. Unter obigen Titel gibt der genannte Verlag seine wohlfeile Serie heraus, die für jeden, der französische oder englische Sprachstunden nimmt, einen wichtigen Behef bilden. Die Hefte enthalten kleinere und größere Erzählungen französischer oder englischer Schriftsteller, Skizzen, geschichtliche Darstellungen, wissenschaftliche Abhandlungen und Gedichte, den Anhang bilden Erklärungen der Aussprachezeichen und aller schwierigen Worte, sowie aller Namen von Personen, Städte usw., die im Lesestoff vorkommen. Im Sprachstudium Fortgeschrittene können so viel als nur möglich diese Hefchen erwerben und lesen, sie werden ihnen ausgezeichnete Dienste leisten.

„Die tanzende Uhr.“ Hundert Bilder mit lustigen Versen, 51 Seiten. Preis Halbleinen 6 Mark. Von Johannes Thiel. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pastel, München. Was in den Köpfen unserer ledigen Jungens und Mädels von heute an geheimen Träumen und Wünschen, an wagemutiger Abenteuerlust und Entdeckerfreude lebt, hat Johannes Thiel, der Maler und Dichter, in aquarellierten Federzeichnungen und lustigen Versen seines neuen Märchenbuches „Die tanzende Uhr“ erschaut und erzählt. Dieses Bilderbuch schildert die Erlebnisse des kleinen Peter. Dieser arme Tropf, an Märsen erkrankt, träumt in seinem Bett mit offenen Augen von seinen Bausteinen und all seinen lustigen Spielen. Plötzlich hört die Uhr auf zu läuten. Sekunden-, Minuten- und Stundenzeiger, Uhrblatt und Fendelschnur spazieren davon. Der Uhrmann versucht vergebens die Räder zu fangen, fällt hin und kühlt. Alle Gegenstände beginnen zu lachen, zu reden und sich im Kreise zu drehen. Kasperl stellt den ganzen Chor Peterchen vor. Da kommt der Uhrmann mit bösem Schnaufen und alles drängt nach Hause. Als Peterchen wieder erwacht, entdeckt er voller Freude, daß die Uhr ganz geblieben. Da wird er wieder fröhlich und gesund. Die humorvollen, buntdruckierten Bilder sprechen auch ohne Worte in der dem Kinde verständlichen Sprache.

Was mancher nicht weiß.

Den größten städtischen Platz in Europa besitzt Paris mit seinem Marsfeld mit 112.000 Quadratmetern. Hierauf folgen der Königsplatz in Berlin mit 100.000 Quadratmetern, der Rathausplatz in Wien mit 90.000 Quadrat-

metern und dann wiederum in Paris der Place de la Concorde mit 85.000 Quadratmetern. Der berühmte Petersplatz in Rom hat nur 21.000 Quadratmeter.

1914 gab es in Deutschland 83.953 Tabakpflanzler, die 14.162 Hektar mit Tabak bepflanzen und 20 Prozent des gesamten deutschen Tabakbedarfes deckten.

In den Vereinigten Staaten rechnet man damit, daß 1930 annähernd 30 Millionen Kraftfahrzeuge vorhanden sein werden, so daß auf 3,5 Einwohner ein Auto kommen würde.

Die Haare einer Zahnbürste, herausgenommen und aneinandergereiht, ergeben eine Gesamtlänge von fünf Metern.

Der erwachsene Mensch ist durchschnittlich in jedem Jahr das Vierfache seines Eigengewichtes.

Wenn man eine Kartoffel in Schwefelsäure legt, wird sie nach längerer Zeit so hart wie Marmor und kein Messer kann ein Stück von ihr abschneiden.

In Deutschland leben die meisten Kurzsichtigen auf der ganzen Welt; am meisten Kurzsichtige in Deutschland wiederum gibt es in Sachsen. Auf tausend Erwachsene kommen bei uns zweihundert, die Gläser tragen müssen.

Die Mindestlohnfrage des Todes

Wie alle anderen Berufe, haben sich bekanntlich auch die Artisten zu einem gewerkschaftlichen Verband zusammengeschlossen, der Internationalen Artistenorganisation. Daß diese Organisation Lohnverträge für ihre Mitglieder abschließt und alle ihre gewerkschaftlichen und sozialpolitischen Rechte wahrnimmt, ist nur selbstverständlich. Originell sind aber die Lohnvereinbarungen, die kürzlich die Film-Luftakrobaten in Hollywood für sich erzielt haben. Es wurden kollektivvertraglich für folgende halbscherische Kunststücke Sonderhonoreare vereinbart:

Hinüberpringen von einem Flugzeug auf ein anderes 100 Dollar, Hinüberpringen von einem Flugzeug auf einen fahrenden Zug 150 Dollar, Hinüberpringen von einem fahrenden Automobil auf einen Zug 150 Dollar, Hinüberpringen von einem fahrenden Motorrad auf einen Zug 250 Dollar, Fallschirm-Ab sprung 80 Dollar, Flug mit einem auf dem Kopf stehenden Apparat 100 Dollar, Fallschirmab sprung von einem auf dem Kopfe fliegenden Apparat 150 Dollar, Kampf zwischen zwei Personen auf der oberen Tragfläche des Flugzeuges und Fallschirmab sprung des Besiegten 225 Dollar, Fallschirmab sprung zweier Artisten mit einem Fallschirm 180 Dollar, Zertrümmerung eines Flugzeuges durch Fahrt gegen einen Baum, gegen ein Haus oder ähnliches 1200 Dollar, Hinüberpringen von einem Flugzeug auf das andere, während beide kopfüber fahren, 150 Dollar, aufrechtes Stehen auf der oberen Tragfläche des Flugzeuges, während dieses eine Todeschleife macht, 500 Dollar, Fahrt eines Automobils gegen einen fahrenden Zug 125 Dollar, Zusammenstoß zweier Automobile 250 Dollar, Absturz eines Flugzeuges auf die Erde 1200 Dollar, Inbrandsteden eines Flugzeuges oder Zusammenstoß zweier Flugzeuge in der Luft 1500 Dollar.

Die Todeskurve bewegt sich also zwischen hundert und fünfzehnhundert Dollar. Sie ist wirklich nicht überzahlt und immer noch läme es einem bequemer, anstatt von einem Flugzeug für hundert Dollar auf ein anderes zu springen, den Vorschlag des alten Nestor anzunehmen: „Mir konnt' einer a Million anbieten dafür, daß ich arm sein soll, ich nehmerts nicht!“ Lieber mit einer Million arm sein, als mit 1500 Dollar den Kragen brechen . . .

Allerlei.

Tierfang mit „barmherzigen Kugeln“. Die Beschaffung des Tiermaterials für die zoologischen Gärten hatte bisher noch immer Fangmethoden zur Voraussetzung, bei denen es trotz allem Bemühen, den Tieren Schmerzen zu ersparen, ohne Grausamkeit nicht abgeht. Auch in dieser Beziehung hat die neue Zeit einen Fortschritt zu verzeichnen, der ein schmerzloses Einfangen wilder Tiere ermöglicht. Die Verwaltung des zoologischen Gartens von Pretoria, der Hauptstadt der südafrikanischen Republik, ist auf diesem Wege mit gutem Beispiel vorgegangen. Sie hat Captain Burnett Harris, den Erfinder der „barmherzigen Kugel“, mit der Ausführung der neuen Fangmethode betraut. Die genannte Kugel erfüllt praktisch den Zweck der für sublatane Einspritzungen verwendeten Nadel. Das Tier, das von der Kugel getroffen wird, fühlt keinen größeren Schmerz als den durch einen Steinwurf verursachten. Die Kugel ist mit einem Betäubungsmittel gefüllt, das das Tier einschläfert, ohne ihm irgendwie schädlich zu sein.

Die gestohlene Eisenbahnlinie. Neulich wurde eine ganze Eisenbahnlinie mit allem Drum und Dran gestohlen. Während der Kriegszeit hatte die habsburgische Armee in der Bukowina eine Bahnlinie von Borja nach Jasobeni gebaut. Nach dem Zusammenbruch ging die Linie natürlich an den rumänischen Staat über. Da sie aber zuvor strategischen Zwecken gedient hatte, wurde sie in der Nachkriegszeit zuerst nur wenig, schließlich gar nicht mehr benutzt. Die Linie geriet, wie man so sagt, in Vergessenheit, und erst dieser Tage kam die rumänische Bureauektratie wieder auf sie zurück und beschloß, wenigstens das reichliche Material dieser Linie nutzbringend zu verwenden. Es reiste also eine Kommission nach der Bukowina, aber von der Eisenbahnlinie war keine Spur zu sehen, weder von den Schienen, den Schwellen, noch auch von den Waggonen, den Lokomotiven und dem sonstigen Material. Es war und blieb verschwunden, war einfach rätselhaft und unauffällig verschwunden. Die Eisenbahnlinie war auf Reisen gegangen.

F. A.

Weiteres.

Getrübter Schmerz. „Hier hast du die versprochene Mark. Trudden. Wie wars denn beim Zahnarzt?“ — „Es war zu schön, Tante, wie Paul gebrüllt hat.“ — „Wie hat Paul gebrüllt?“ — „Paul hat für mich 'n Zahn ziehen lassen. Er kriegt fünfzig Pfennig ab.“

Chetrisis. „Ehender, du willst mir vorlügen, daß du bis zwei Uhr nachts bei deinem Freunde Armand warst. Wo gerade ich um diese Zeit bei ihm war!“

Die Wohnung. Der Geiger Rose, der dem berühmten Quartett seinen Namen gegeben hat, ließ sich von einem Freund Notizen vergaß aber, sie zurückzugeben. Der Freund schrieb ihm schließlich ein paar Zeilen: „Lieber Meister! In der Auffassung der Klavier sind Sie unerreichbar, aber in der Wiebergabe lassen Sie entchieden zu wünschen übrig.“

Es geht nicht mehr. Einem deutschen Richter slog kürzlich folgender Notzettel auf den Schreibtisch: werther her Landgerichtsrat teile mit daß meine ehe durch und durch zerüttelt ist, so daß nichts mehr möglich ist und sagt meine Frau wens nicht anderst wird gisse ich dir Schwefelwasser ins Bisafsch! Bitte doher nun baldige Scheidung! Mathias .. huber.